HEINE JAHRBUCH 2012

51. Jahrgang

Heinrich-Heine-Institut
Düsseldorf

J.B.METZLER

J.B.METZLER

Herausgegeben in Verbindung mit
der Heinrich-Heine-Gesellschaft

Heine-Jahrbuch 2012

51. Jahrgang

Herausgegeben von Sabine Brenner-Wilczek
Heinrich-Heine-Institut
der Landeshauptstadt Düsseldorf

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Anschrift der Herausgeberin:
Sabine Brenner-Wilczek
Heinrich-Heine-Institut
Bilker Straße 12–14, 40213 Düsseldorf

Redaktion: Christian Liedtke

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02460-2
ISBN 978-3-476-00815-2 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-476-00815-2

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2012 Springer-Verlag GmbH Deutschland
Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2012
www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Inhalt

Siglen IX

Aufsätze

I.

Joseph A. Kruse · Heine, Preußen und Berlin 1
Katy Heady · Nur Ideenschmuggel? Heine und die Zensur in den 1820er Jahren 21
Carsten Rohde · »Krieg gegen die Materie« – »Rehabilitation der Materie«. Zur Problematik des ›ganzen Menschen‹ bei Friedrich Schiller und Heinrich Heine 32
Renate Lachmann · Heine und Puškin 53

II.

Francis Maillard · Madame C. Beaumarié: das Album, das Reisetagebuch und der Zufall 86
Gabriele Schneider und Renate Sternagel · »Man kann mit dem Schreiben garnicht nachkommen vor Erleben«. Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen Fanny Lewald und Adolf Stahr im Herbst des Revolutionsjahrs 1848 99

Kleinere Beiträge

Wilhelm Gössmann · Die Bedeutung der ästhetischen Erfahrung bei Heinrich Heine 131

Christian Liedtke · Heinrich Heines Eintrag im Fremdenbuch der Grube »Dorothea« bei Clausthal 137
Martin Hollender · Frau Staatsrath Schleiden, Madame Helbert und ein entwendeter Heine-Brief 144
Sylvia Steckmest · Isaak Heine und die Untersuchung wegen angeblicher Wechselfälschung während der Handelskrise 1799 155

Reden zur Verleihung der Ehrengabe der Heinrich-Heine-Gesellschaft 2012

Joseph A. Kruse · Grußwort 165
Lothar Müller · Der abwesende Zeitzeuge. Laudatio auf Dževad Karahasan 170
Dževad Karahasan · Emigrieren ins Leben 179

Heinrich-Heine-Institut. Sammlungen und Bestände. Aus der Arbeit des Hauses

Christian Liedtke · »Eine ganze Ladung Schmeichelworte«. Neue Heine-Briefe (Berichtszeitraum 2005–2012) 185
Karin Füllner · »Emanzipazion der ganzen Welt«. 14. Forum Junge Heine Forschung 2011 mit neuen Arbeiten über Heinrich Heine . . 215

Buchbesprechungen

Ludwig Börne · Das große Lesebuch. Hrsg. von Inge Rippmann. (Joseph A. Kruse) 221
Dietmar Goltschnigg/Hartmut Steinecke (Hrsg.) · Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern. Bd. 3: 1957–2006 (Sabine Brenner-Wilczek) 223
Ralph Häfner (Hrsg.) · Heinrich Heine und die Kunstkritik seiner Zeit (Christian Liedtke) 226
Astrid Henning · Die erlesene Nation. Eine Frage der Identität – Heinrich Heine im Schulunterricht der frühen DDR (Bernd Kortländer) 229
Bernd Kortländer/Enno Stahl (Hrsg.) · Zensur im 19. Jahrhundert. Das literarische Leben aus Sicht seiner Überwacher (Peter Stein) 231

Ariane Martin/Isabelle Stauffer (Hrsg.) · Georg Büchner und das 19. Jahrhundert (Jan von Holtum) 234
Sikander Singh · Einführung in das Werk Heinrich Heines. Renate Stauf: Heinrich Heine: Gedichte und Prosa. (Sandra Heppener) 237
Anne Stähr · »...eine Mischung von Sinnlichkeit und Witz...«. Ironische Inszenierung der Geschlechter in Heinrich Heines »Lutezia« (Madleen Podewski) 243
Sigrid Weigel (Hrsg.) · Heine und Freud. Die Enden der Literatur und die Anfänge der Kulturwissenschaft (Robert Steegers) 247

Nachruf

Philippe Alexandre · Elisabeth Genton (1.4.1923, Braunschweig – 2.11.2011, Nancy) 249

Heine-Literatur 2011/2012 mit Nachträgen 251

Veranstaltungen des Heinrich-Heine-Instituts und der Heinrich-Heine-Gesellschaft e.V. Januar bis Dezember 2011 273

Ankündigung des 16. Forum Junge Heine Forschung 285

Abbildungen 287

Hinweise für die Manuskriptgestaltung 289

Mitarbeiter des Heine-Jahrbuchs 2012 291

Siglen

B	=	Heinrich Heine: Sämtliche Schriften. Hrsg. von Klaus Briegleb. Bd. 1–6. München 1968–1976.
DHA	=	Heinrich Heine: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. In Verbindung mit dem Heinrich-Heine-Institut hrsg. von Manfred Windfuhr im Auftrag der Landeshauptstadt Düsseldorf. Bd. 1–16. Hamburg 1973–1997.
Galley/Estermann	=	Heinrich Heines Werk im Urteil seiner Zeitgenossen. Hrsg. von Eberhard Galley und Alfred Estermann. Bd. 1-6. Hamburg 1981–1992.
Goltschnigg/Steinecke	=	Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern. Texte und Kontexte, Analysen und Kommentare. Hrsg. von Dietmar Goltschnigg und Hartmut Steinecke. Bd. 1–3. Berlin 2006–2011.
HJb	=	Heine-Jahrbuch. Hrsg. vom Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf. (bis 1973: Heine-Archiv Düsseldorf) in Verbindung mit der Heinrich-Heine-Gesellschaft. Jg. 1-32 Hamburg 1962–1994; Jg. 33 ff. Stuttgart, Weimar 1995 ff.
Hirth	=	Heinrich Heine: Briefe. Erste Gesamtausgabe nach den Handschriften. Hrsg. und eingel. von Friedrich Hirth. Bd. 1–6. Mainz, Berlin 1949–1950.
Höhn	=	Gerhard Höhn: Heine-Handbuch. Zeit, Person, Werk. Stuttgart, Weimar ^{1}1987, ^{2}1997, ^{3}2004.
auf der Horst/Singh	=	Heinrich Heines Werk im Urteil seiner Zeitgenossen. Begründet von Eberhard Galley und Alfred Estermann. Hrsg. von Christoph auf der Horst und Sikander Singh. Bd. 7–12. Stuttgart, Weimar 2002–2006.
HSA	=	Heinrich Heine: Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse. Säkularausgabe. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (seit 1991: Stiftung Weimarer Klassik) und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris. Bd. 1–27. Berlin, Paris 1970 ff.
Mende	=	Fritz Mende: Heinrich Heine. Chronik seines Lebens und Werkes. 2. bearb. u. erw. Aufl. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1981.
Werner/Houben	=	Begegnungen mit Heine. Berichte der Zeitgenossen. Hrsg. von Michael Werner in Fortführung von H. H. Houbens »Gespräche mit Heine«. Bd. 1, 2. Hamburg 1973.

Aufsätze

I.

Heine, Preußen und Berlin

Von Joseph A. Kruse, Berlin

1. Historische Verortung: Preußische Wandlungen

Offenbar braucht es vor allem der Gedenkanlässe, um das historische Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit zu wecken und über die Verortung unserer historischen Bedingungen samt den zugehörigen kulturellen Folgen mit ihren Höhen wie Tiefen nachzudenken. Ob der kritische Verstand es immer gut findet oder nicht: Die runden Geburts- oder Sterbedaten sind es vor allem, die eine ganze Maschinerie in Gang setzen. Welche unterschiedlichen Erinnerungen fließen 2012 nicht zu einem preußischen Strom mit Berliner Auswirkungen zusammen! Berlin wurde vor 775 Jahren gegründet. Friedrich II., der auch der Große genannt wird, erblickte am 24. Januar 1712, also vor 300 Jahren, das Licht der Welt. Vor 250 Jahren fand am 22. Juni 1762 die Hochzeit des Berliner Philosophen und Seidenfabrikanten Moses Mendelssohn mit der Hamburger Kaufmannstochter Fromet Gugenheim statt, Ausgangsdatum für eine deutsch-jüdische Symbiose unermesslichen Reichtums in jeglichem Sinn: nämlich von Bankiers, Künstlern und Gelehrten. Vor 200 Jahren erweckte das Emanzipationsedikt vom 11. März, das allen Juden in Preußen die Gleichstellung zusprach, die größten Hoffnungen, womit wir geradewegs bei dem im kurz darauf preußisch gewordenen Düsseldorf als jüdischer Schüler das katholische Lyzeum besuchenden Heinrich Heine wären. Sein und seiner beiden Brüder höherer Schulbesuch (übrigens waren sie die einzigen Jungen aus der israelitischen Gemeinde, was für den Bildungs- und Anpassungswillen der Heines spricht) blieb vor allen Dingen ein Verdienst der Franzosenzeit.

In seiner bewunderten »Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts«, erstmalig 1958 erschienen, hat der am 27. März 1909 in München geborene und

am 7. April 1996 in Leverkusen gestorbene Golo Mann, Sohn des Literatur-Nobelpreisträgers Thomas Mann und seiner Frau Katja geb. Pringsheim, unseren Dichter Heinrich Heine häufig erwähnt, ihm gar im 3. Kapitel wie vorher Joseph Görres und anschließend Karl Marx einen eigenen Abschnitt gewidmet. Die erste Nennung allerdings, am Ende des ersten Abschnitts mit der Überschrift »Alte und neue Götter (1815–1848)« im besagten 3. Kapitel, verdient als Subtext auch für die folgenden Überlegungen herangezogen zu werden, da darin Heines Stellung im Gesamt der historischen Entwicklung im Deutschland des 19. Jahrhunderts plastisch vor Augen geführt wird:

> Heute will man wohl den gesellschaftlichen Prozeß selber planen und meistern. Daran war kein Gedanke im frühen 19. Jahrhundert. Diese Dinge ließ man gehen, wie sie gingen. Und so geschah es, daß eine politische Ordnung, die um 1816 der gesellschaftlichen Wirklichkeit leidlich adäquat war, im Laufe der Jahrzehnte ihre Nützlichkeit mehr und mehr einbüßte; bis, um die Mitte des Jahrhunderts, eine tiefe Unruhe entstand. Steter Tropfen, nicht kurzer Wolkenbruch, höhlt den Stein. Von der Postkutsche zu Eisenbahn und Dampfschiff und Telegraph; vom Glauben der Väter zum nackt sich hervorwagenden Atheismus und Materialismus; von Goethe zu Heine, von Hegel zu Marx, vom »Faust« zum »Kommunistischen Manifest« – das ist eine ungeheure Bewegung der Gesellschaft und des Geistes.[1]

Im Heine-Abschnitt heißt es dann über den »unsterblich[en]« Dichter, ohne den man sich nicht mit »moderner deutscher Geschichte« befassen könne: »Heine machte das Schwierige leicht.«[2] Das ist zweifellos eine Formel, die jedem Heine-Publikum einleuchtet.

Von solchen durch Golo Mann angesprochenen Bewegungen – übrigens ein Lieblingswort des Jungen Deutschlands und Heines, des sich in die politischen wie sozialen Umwandlungen einmischenden Geistes, den Heine in der Tat besessen hat – soll im Folgenden mit Blick auf sein Werk also die Rede sein. Was Preußen betrifft, gehört er unzweifelhaft, so Thomas Nipperdey, neben Joseph Görres und Karl Marx, zu den drei großen rheinischen Preußenfeinden seines Jahrhunderts.[3] Das hat seine Gründe.

2. Politische Umbrüche: »Ideen. Das Buch Le Grand«

Der geträumte Weltuntergang, den, wie manche romantische Autoren zuvor, unter anderem auch der Zeitgenosse Georg Büchner in seinem Predigtmärlein des »Woyzeck« ins poetische Bild bringt[4], ist es, der in Heines frühem autobiographischen Reisebild »Ideen. Das Buch Le Grand« aus dem zweiten »Reisebilder«-Band von 1827 die Chiffre darstellt für die historischen Veränderungen in seinem ihm vertrauten Heimatort Düsseldorf am Rhein von der kurfürstlich

pfälzisch-bayrischen Zeit zu der des Franzosenkaisers Napoleon. Nur das aus dem Bürgerwillen mit seinen gespendeten Silberlöffeln vor Generationen zustande gekommene Bronzedenkmal des Kurfürsten Johann Wilhelm auf dem Marktplatz bietet der kindlichen Verunsicherung Halt. Aber dieser Umbruch, der anfangs schulfrei verschafft sowie völlige Veränderungen von überkommenen Zeichen und angestammter Sprache mit sich bringt und später sogar den Einzug des Kaisers und seinen den üblichen Menschen untersagten Ritt durch die Hofgartenallee geradezu als Menschwerdung Gottes einschließt, kommt durch den gescheiterten Russlandfeldzug an ein Ende. Vom an den Rhein zurückgekehrten, erniedrigten und alt wie krank gewordenen Tambour Le Grand, einem der »Waisenkinder des Ruhmes« (DHA VI, 198), hatte der junge Schüler schon viel gelernt. Jetzt, als studentischer Gast im verlorenen Paradies der Geburtsstadt, hört er auf dem Rasen des Hofgartens noch einmal die Botschaften der Trommel, die er, um deren Wissen von einer freiheitlichen Weltgeschichte ganz und gar in sich aufzunehmen und sie nicht in die falschen Hände geraten zu lassen, gleich nach dem miterlebten Tod des Tambours als Liebesdienst zersticht. »[…] sie sollte keinem Feinde der Freyheit zu einem servilen Zapfenstreich dienen«, heißt es (DHA VI, 200). Der Autor ist nun im Besitz der eigentlichen, hinter den Geschehnissen liegenden Wahrheit und wird sie verkünden. Zuvor jedoch hatte nämlich die preußische Zeit begonnen:

> […] wo man sonst Französisch sprach, ward jetzt Preußisch gesprochen, sogar ein kleines preußisches Höfchen hatte sich unterdessen dort angesiedelt, und die Leute trugen Hoftitel, die ehemalige Friseurinn meiner Mutter war Hoffriseurinn geworden, und es gab jetzt dort Hofschneider, Hofschuster, Hofwanzenvertilgerinnen, Hofschnapsladen, die ganze Stadt schien ein Hoflazareth für Hofgeisteskranke. Nur der alte Kurfürst erkannte mich, er stand noch auf dem alten Platz; aber er schien magerer geworden zu seyn. Eben weil er immer mitten auf dem Markte stand, hatte er alle Misere der Zeit mit angesehen, und von solchem Anblick wird man nicht fett. (DHA VI, 196 f.)

Des von Heine hoch verehrten E.T.A. Hoffmanns skurrile und von der Berliner Zensur kritisch beäugte Welt lässt grüßen. Derart intensiv haben übrigens später nur noch Günter Grass in der »Blechtrommel« von 1959 und Dieter Forte in seiner Romantrilogie »Das Haus auf meinen Schultern« von 1999 der Stadt Düsseldorf den weltliterarischen Stempel des Abbilds historischer Veränderungen aufgedrückt.

Der preußischen Zeit mitsamt »den verzauberten Städten« (DHA VI, 197) und dem Preußentum kann Heine dann sein ganzes Leben lang nicht mehr entrinnen. Darum verlässt er im Mai 1831 hauptsächlich Deutschland und bleibt ein Vierteljahrhundert bis zum Tod am 17. Februar 1856 in Paris, wo er auf dem Montmartre-Friedhof eindrucksvoll begraben liegt. Durch Berlin und Preußen

hat er sich klar machen können, was es bedeutet, deutscher Jude zu sein. Von Preußen und preußisch wimmelt es in seinen Werken und in den Briefen von und an ihn.[5] Auch die Heine-Forschung hat sich dieses Themas immer wieder angenommen.[6] Für ihn war und blieb Preußen bereits jener »Träger von Militarismus und Reaktion in Deutschland«, wie es noch im Bannspruch der Alliierten heißt.[7] Sein Versepos »Deutschland. Ein Wintermährchen« von 1844 als Bericht über seine Herbstreise aus dem Jahr zuvor ist vor allem und zunächst eine Auseinandersetzung mit Preußen, das er im Erscheinungsjahr nicht einmal mehr betreten darf, weil ein Steckbrief ihn verfolgt.

Auch eine wenig später geplante Reise nach Berlin, um sich von seinem Bonner Kommilitonen, dem berühmten Arzt Johann Friedrich Dieffenbach, seines Augenleidens wegen behandeln zu lassen, ist, wie ihm der vermittelnd tätig gewordene Alexander von Humboldt Ende Januar 1846 rät, nicht mehr möglich:

> Ich habe mit Wärme gehandelt und habe mir keine Art des Vorwurfs zu machen – aber es ist mir garnichts geglückt. Die Verweigerung ist sogar so bestimmt gewesen, daß ich, Ihrer persönlichen Ruhe wegen, Sie ja bitten muß, den Preußischen Boden nicht zu berühren. (HSA XXVI,142 f.)

So schreibt der kosmopolitische Gelehrte aus Berlin an den kranken deutschen Dichter in Paris. Der hat allerdings auf seine Weise nicht locker gelassen. Die Poesie kämpft gegen ein System, das dem Schriftsteller tödliche Stöße versetzt hat, im Endeffekt jedoch unterliegt. So hatte es bereits der Schluss des »Wintermährchens«, sich auf die Nachhaltigkeit von Aristophanes und Dante berufend, verkündet, und so hat Heines weltweiter Ruhm und literarischer Einfluss auf ganze Schriftstellergenerationen in verschiedensten Nationalliteraturen sich ebenfalls als widerständig erwiesen und als überlebensfähiger gezeigt als ein deutsches Staatengebilde.

Die preußische Zeit Heines beginnt also in Folge des Wiener Kongresses als gesteigertes Diminutiv einer kleinstädtischen, aber dennoch Residenz gebliebenen rheinischen Miniaturwelt mit allem biedermeierlichen Brimborium von Titeln und Handlungen. Und sie kommt nach Frankfurter und Hamburger Abstechern trotz des Examensortes Göttingen mit der aus Diskretionsgründen gleichzeitig weit genug entfernten, aber dennoch nahe genug gelegenen Konversionsgelegenheit zum Protestantismus, nämlich Heiligenstadt im gerade preußisch gewordenen katholischen Eichsfeld, ohne zwei relativ neu gegründete preußische Universitäten für sein breit angelegtes Jurastudium nicht aus: Heine hat außer in Göttingen auch in Bonn und Berlin studiert und sich vor allem dort, will sagen an beiden Stellen in die Literatur hineingearbeitet, was nicht ohne Variabilität abging. Das wirkliche Leben verlangte von Heine dabei verschiedene Rollen, was Wunder,

dass er im kleinen Welttheater des »Buchs Le Grand« gleich mehrere Masken und Rollen bedient. Autobiographie und theatralisch träumerische Sendung verschmelzen miteinander. Ganze Partien seiner »Reisebilder«-Prosa benötigen die preußische Kulisse als Kontrast. Das gilt auch immer wieder für sein späteres Schaffen. Berlin und Preußen oder umgekehrt lautet oft genug die Formel.

Die große Wunde Heines liegt jedoch in der Zurücknahme des am 11. März 1812 erlassenen Emanzipationsedikts zugunsten der bürgerlichen Gleichstellung der Juden in Preußen ein gutes Jahrzehnt später, nachdem seit dem Wiener Kongress überhaupt eher Rückschritte konstatiert werden mussten. Wie hoffnungsvoll hatte die Düsseldorfer Schulzeit sich angelassen, obgleich er, wie das »Memoiren«-Fragment zur Genüge zeigt, nie vergessen hat, dass die Stockschläge, die er damals empfing, mit jenem nebulösen Großvater zu tun hatten, der nach den Worten seines Vaters »ein kleiner Jude« war und »einen großen Bart« hatte. Davon erzählte er auf Nachfrage seinen Mitschülern arglos und diese richteten daraufhin ein Tohuwabohu an, wofür er dann auch noch haftbar gemacht wurde (DHA XV, 75). Die Hamburger Kaufmannszeit war zwar aus Gründen der Wirtschaftskrise und der väterlichen Erkrankung sang- und klanglos versunken. Das Studium aber versprach endlich der bereits früh ins Werk gesetzten Poesie auf die rechten Beine zu helfen. August Wilhelm von Schlegel gar, der große Shakespeare-Übersetzer, nahm sich der Dichtkunst des Eleven zu Anfang der Bonner Studienzeit erfolgreich an. Berlin brachte ihm in den frühen 1820er Jahren die Bekanntschaft und Freundschaft seines rheinischen Landsmannes ein, der zur preußischen Grauen Eminenz aufgestiegen war und Karl August Varnhagen von Ense hieß. Und dieser war mit der 14 Jahre älteren, Heine ebenfalls zugetanen hochberühmten Rahel verheiratet, Konvertitin aus dem Judentum und mütterliche Freundin des ihr zweifellos interessant erscheinenden genialen jungen Dichters.

Die deutsch-jüdische Identität hatte ihm schon länger als Konflikt zwischen geliebter Sprache und Ausgrenzungstendenzen der Mehrheitsgesellschaft zu schaffen gemacht.[8] Da half auch nicht der Beitritt zum Berliner »Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden« sowie dessen wissenschaftlichem Institut, wobei er sogar in der Unterrichtsanstalt aktiv als Lehrer mindestens für Geschichte mitarbeitete.[9] Aber die wesentliche Zurücknahme von jüdischen Möglichkeiten in akademischen Ämtern von Lehre und Bildung am 18. August 1822 machte die klaglose Eingliederung noch unmöglicher. Die Taufe bzw. der »Taufzettel« wurde in der Tat zum »Entre Billet zur Europäischen Kultur« (DHA X, 313) und war damit nicht etwa eine halb frei, halb emphatisch empfundene romantische Wahl, wie sie im Blick auf beide Konfessionen von manchen seiner jüdischen Verwandten und Freunde gelegentlich auch wahrgenommen werden mochte. Die Rede vom gebrochenen Herzen, wie sie im Lebensrückblick »Enfant perdü«

das ergreifende Ende bildet (DHA III, 121 f.), ist nicht zufällig eine heinesche Metapher, die ja nicht ohne weiteres den umgehenden Tod und das unweigerliche Vergessen impliziert, sondern durchaus die Unvereinbarkeit von Welt und lebendig-liebendem Individuum beschreibt. Was im »Buch Le Grand« als Weltuntergang begann, in Selbstmordabsichten des Helden, der unerfüllbaren Liebe wegen, weiterging, fand nicht etwa ein trostvolles Ende durch den Wegfall einer vorher ständig lauernden Verunsicherung. Nein, der Dichter hat gerade durch deren Verstärkung in seiner preußischen »Heimath« (HSA XX, 430), eine bewusste Formulierung und ernst zu nehmende Vorstellung, die immerhin dem Gedächtnis stets eingeschrieben blieb, Vertrauensbruch und Untreue erlebt. Natürlich hat dieser zitierte Wink mit Preußen als Heimat, wie er im Brief vom 4. Januar 1831 an Varnhagen eingebaut wird, damit dieser ihn in einer förderlichen Pressenotiz zugunsten von Heines Stellenwunsch als Syndikus in Hamburg möglicherweise einbaut, eine strategische Absicht. Aber praktisch-politische Gegebenheiten müssen nicht von vornherein herzlos sein.

Obendrein allerdings, wie sich zwar nicht gerade in Hamburg zeigen sollte, wo getaufte Familienmitglieder problemlos öffentliche Ämter bekleideten, war es längst keine Frage mehr der Religion allein, sondern der ursprünglichen Herkunft. Denn Heine blieb trotz Anpassungsversuchs im Rahmen eines durch Taufe und Promotion besiegelten Studienabschlusses zweifellos weiterhin Außenseiter, was sein mit ihm schließlich zerstrittener literarischer Zwillingsbruder Ludwig Börne aus Frankfurt am Main für sich selber ebenfalls stets empfunden hat.[10] Wahrscheinlich war einiges daran möglicherweise seiner Disposition und seinem dichterischem Genie geschuldet. Er selber vermochte nur die Ausgrenzung aufgrund der jüdischen Abstammung dabei zu entdecken. Mit solchen subtilen Vermutungen aus erwartbaren Mechanismen und ausgrenzenden Erlebnissen lässt sich schwer umgehen.

3. Erste preußische Erfahrungen: »Briefe aus Berlin«

Der Schreibzeit nach liegen Heines »Briefe aus Berlin« von 1822 vor seinen fast ein halbes Jahrzehnt später formulierten Kindheitserinnerungen im »Buch Le Grand«. Dennoch lenkt in der ersten Auflage des zweiten »Reisebilder«-Bandes von 1827 der Schluss des »Buchs Le Grand« ganz bewusst auf die in der zweiten Auflage dann weggelassenen drei Teile aus seinen von ihm offenbar damals nicht mehr hoch geschätzten »Briefen aus Berlin« hin, so dass infolgedessen die Überleitung am Schluss des »Buchs Le Grand« eher unverständlich wird, ursprünglich jedoch ein enger Zusammenhalt von langem Vorlauf und kurzer Auflösung gestiftet war. Das 20. und Schlusskapitel des »Buchs Le Grand« resümiert noch

Die Königliche Universität Berlin, die Heine von 1821 bis 1823 besuchte.
Stahlstich von F. Hirchenhein nach einer Zeichnung von C. Würbs (um 1830)

einmal die bis zu den erneut auftauchenden Selbstmordgedanken führende unglückliche Liebesgeschichte, von der das »Buch Le Grand« unter anderem neben strategischen Überlegungen zum Schriftstellerberuf eben auch handelt. »Bis auf den letzten Augenblick spielen wir Comödie mit uns selber. Wir maskieren sogar unser Elend, und während wir an einer Brustwunde sterben, klagen wir über Zahnweh.« Das Elend ist der Begleiter des Ich-Erzählers von Anfang an. Es zersprengte endlich sein Herz. Bevor er aber diesen Satz zu Ende führt, wird unter anderem auf Carl Maria von Webers »Freischütz« angespielt, dessen erfolgreiche Berliner Uraufführung Heine in Berlin miterlebt hatte: »Wir wollen von andern Dingen sprechen, vom Jungfernkranz, von Maskenbällen, von Lust und Hochzeitfreude – lalarallala, lalarallala, laral la – la – la. –« (DHA VI, 222) Damit endet das »Buch Le Grand«.

Auch wenn aus einer Manuskriptnot eine Tugend gemacht wurde, soll doch der Rückgriff auf die früheste Art und Weise, sich in den Charakter von Reisebildern hineinzuschreiben, als stillschweigendes Kompliment an den prosaischen Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn verstanden werden. Die drei »Briefe aus Berlin« sind datiert vom 26. Januar, 16. März und 7. Juni 1822 und intonieren jene Schreibart, durch die Heine das Feuilleton bis heute beeinflusst hat. Der altkluge Student kann sich austoben. So heißt es ziemlich am Anfang des zweiten Briefes:

> Ich habe es längst gewußt, daß eine Stadt wie ein junges Mädchen ist, und ihr holdes Angesicht gern wiedersieht im Spiegel fremder Korrespondenz. Aber nie hätte ich gedacht, daß Berlin bey einem solchen Bespiegeln sich wie ein altes Weib, wie eine ächte Klatschlise, gebärden würde. Ich machte bey dieser Gelegenheit die Bemerkung: Berlin ist ein großes Krähwinkel. (DHA VI, 19)

Noch ist alles unbeschwert, kann alles miteinander in Beziehung oder besser in eine hoffnungsvolle Unordnung, in die unterhaltsame Gleichzeitigkeit von Assoziationen gesetzt werden. Tiefe und Oberfläche wechseln miteinander ab, so dass die ironische Witzstruktur, von der Heines Werke leben, schon eindeutig in den »Briefen aus Berlin« ausprobiert, ja, bereits in den ersten Abschnitten verkündet worden ist: »Nur verlangen Sie von mir keine Systematie; das ist der Würgengel aller Korrespondenz.« Und: »Assoziazion der Ideen soll immer vorwalten.« (DHA VI, 9) So erscheint es nicht als verwunderlich, dass gerade eine literarische Anthologie über Berlin aus dem Jahre 2012 sich noch gern auf diese Briefe beruft.[11]

Heine ist nicht nur ein begeisterter Berichterstatter in einem ihn begeisternden Berlin, wo er bunte Eindrücke empfängt und die Assoziationen schweifen lassen kann, er lässt auch die kleinstädtische Umwelt wie anschließend in Lüneburg, wo seine Familie nach dem Düsseldorfer Fiasko von Bankrott und Krankheit des Vaters Unterschlupf gefunden hat, wissen, mit wem sie es nach diesen geradezu weltstädtischen Erfahrungen zu tun hat. Er kann sich jedenfalls als Schüler Hegels ausgeben und darauf berufen, ein nicht unerfolgreicher Berliner Autor zu sein, dessen erste Bände, »Gedichte« von 1822 und »Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo« von 1823, immerhin bei Berliner Verlagen wie Maurer oder Dümmler erschienen sind, von den Kontakten zum gubitzschen Journal »Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz« ganz abgesehen.

Aus guten frühen Erfahrungen erwachsen jedoch nach und nach deutliche Vorbehalte wegen Unterdrückung, Zensur und Bespitzelung, was freilich kein ausschließlich preußisches Problem darstellte.[12] Berlin und Preußen bleiben ein Wechselbad der Gefühle. Natürlich gehören briefliche Äußerungen wie die an Varnhagen vom 28. November 1827 aus München: »Ich sehne mich nach einem Lande, das noch nicht entdeckt ist. Manchmal auch nach Berlin« (HSA XX, 307) zu jenen rätselhaften Liebeserklärungen an eine Welt, die dennoch ein Abgrund bleibt, aber wenigstens einige erfreuliche Bewohner hat. Denn Heine fährt im selben Atemzug fort: »Besonders wenn ich Brief von Ihnen erhalte und von Frau v. Varnhagen sprechen höre.« Auf der »Reise von München nach Genua«, als der Süden bereits verführerische Hoffnungen geweckt hat, versieht er Berlin, das keinen »Lokalpatriotismus« besitze, mit der pragmatischen Erklärung:

> Berlin ist gar keine Stadt, sondern Berlin giebt bloß den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viele Menschen von Geist, versammeln, denen der Ort ganz gleichgültig ist; diese bilden das geistige Berlin. (DHA VII, 16 f.)

Denken wir allein an die zahlreichen Berliner Salons mit ihrer unkonventionellen Mischung, woran nicht zuletzt die jüdische Intelligenz das Ihre beitrug.

Das Wort Biedermeierzeit klingt harmloser als die Realität war. Geduckte Anpassung und Untertanenmentalität konnten wahrlich nicht von allen erwartet werden und erzeugten einen unerträglichen Zustand. Die Zahl der Emigranten, zu denen Heine schließlich nach einem Vorspiel als Korrespondent in Paris dann nach dem Bundestagsbeschluss gegen das Junge Deutschland von 1835 schließlich auch gehörte, wuchs. Das Leben in Deutschland, wie wir auch aus vielen anderen Quellen wissen, war kein Zuckerschlecken. Und Preußen marschierte vorne an. Was Wunder also, wenn Heines Kritik an Preußen offen und harsch ausfiel. Aber gerade das war nicht selbstverständlich, sondern sein mutig erarbeitetes Markenzeichen.

4. Erzähltes und gereimtes Preußen: Friedrich der Große, seine Nachfolger und andere Bezüge

Im erzählten, also im Prosawerk mit Einschluss seiner publizistischen Texte, aber auch in Versen hat Heine Preußen vielfach aufs Korn genommen, dass einem gelegentlich Hören und Sehen vergeht. Unsere bisherigen Exempel sind nachgerade harmlos. Gründe für die aus Enttäuschung erwachsene literarische Rebellion gegenüber Preußen besaß er, wie nicht oft genug wiederholt werden kann, reichlich. Man mag wie im Falle Hamburgs zwar ebenfalls von einer Hassliebe sprechen. Denn ohne Heimatgefühle ging auch sein Verhältnis zu Preußen nicht vonstatten. Aber prinzipiell erfüllten die preußischen Zensur- und Lebensbedingungen nicht jenen notwendigen Freiraum, in dem ein Schriftsteller arbeiten und bleiben konnte. In einem von ihm verworfenen Fortsetzungsfragment der »Harzreise«, die ihrerseits genau die Schwelle bedeutet, auf der zwischen Wanderung im Herbst 1824 und Erscheinen des Reisebilds im Jahre 1826 der Wechsel vom Judentum zum Christentum vollzogen wurde, heißt es in einem Textstück zum Ilsenstein:

> Was verdankt man nicht alles den Juden! Daß man ihnen das Christenthum selbst verdankt, will ich nicht erwähnen, da noch wenig Gebrauch davon gemacht worden ist. Aber die Erfind<un>g der Wechsel, des Agio und des Kreuzes [an dem er sich hatte festhalten können, J. A. K.]! Ist man ihnen nicht den größten Dank schuldig? Und doch will ihr deutsches

> Stiefvaterland ihnen nicht mahl gewähren statt des Handels mit alten Hosen auch mahl zur Abwechslung königl<ich> preuß<ische> Referendaren od<er> Advokaten zu werden! Der Jude …. soll leben! Die Kaiserin Helena soll leben! Das Kreuz auf dem Ilsenstein soll leben! (DHA VI, 229)

Solche ironisch grundierten religionshistorischen wie volkswirtschaftlichen Verknüpfungen bestimmen später dann die Reden von Hirsch-Hyazinth in den »Bädern von Lukka«, dem der Erzähler die Kulissen seines kleinen Hamburger »Stiefvaterländchen[s]« auf italienischem Boden ausmalt (DHA VII, 92). Bekanntlich war aber auch der Übertritt in die Mehrheitsgesellschaft durch Annahme ihrer vorgeschriebenen Religion in zwei Konfessionen für die jüdische Bevölkerungsgruppe keine unverbrüchliche Assimilation. Das sollte sich schließlich auf furchtbare Weise in der vom Rassenwahn gesteuerten systematischen Verfolgung der Juden zur Zeit des Nationalsozialismus zeigen.

Die Kritik an den preußischen Königen, Preußen und Berlin hat sich in satirischen Gedichten entladen, wie sie beispielsweise als Nachträge unter dem Zyklusnamen »Zur Ollea« in der dritten Auflage der »Neuen Gedichte« von 1852 zu finden sind (DHA II, 100–108), darunter etwa »Maulthierthum«, oder im lyrischen Nachlass das lange Berlin-Gedicht »Die Menge thut es.« (DHA III, 328–330) und die Fabel »König Langohr I.« (DHA III, 330–334). Zum dynastischen Troste sei gesagt, dass die Bayern mit Heines in anderem Zusammenhang erschienenen Verse über Ludwig I. als »Lobgesänge auf König Ludwig« auch nicht gut dabei wegkamen (DHA II, 142–146). Dass man solche Verse damals Majestätsbeleidigung nannte, liegt auf der Hand. Besonders aber jener im so wichtigen hoch politischen Jahr 1844 auch als Flugblatt auftauchende und in keiner zeitgenössischen Gedichtsammlung Heines zu publizierende, weil das sofortige Verbot herausfordernde Text über die schlesischen Weber überhöht alle persönlichen Angriffe auf allzu menschliche Eigenschaften preußischer Würdenträger samt den noch so verderblichen innerstaatlichen Folgen zu einer auf die nackten Füße gestellten sozialen Metaphysik größten Ausmaßes, wie man Heines lyrische Organisation nach dem Muster seiner Weltuntergangsvorstellung nennen könnte. Die besonders während der Befreiungskriege beschwörend im Munde geführte Trias von Gott, König und Vaterland wird nun für die Deutschlands Leichentuch webenden schlesischen Weber zur entmythologisierten Leerformel und zur gesprengten Hülle eines verweigerten und zerstörten Lebensglücks.

Die schlesischen Weber

Im düstern Auge keine Thräne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
Altdeutschland wir weben dein Leichentuch,

Wir weben hinein den dreyfachen Fluch –
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten,
In Winterkälte und Hungersnöthen;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt –
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt,
Und uns wie Hunde erschießen läßt –
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Und Fäulniß und Moder den Wurm erquickt –
Wir weben, wir weben!

Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
Wir weben emsig Tag und Nacht –
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreyfachen Fluch,
Wir weben, wir weben! (DHA II, 150)

Die Armut wehrt sich und erzwingt eine radikale Revolution, den Umsturz des Gewohnten, die Verneinung des Bündnisses von Thron und Altar. Es handelt sich immer um Menschen, die betroffen sind, vor Armut sterben oder als Rebellen erschossen werden. Auch bei diesem Gedicht ist in abgewandelter Form, was die Affen, Hunde und Würmer angeht, von einem »Bestiarium«[13] zu sprechen, das für die zugespitzte Preußen-Satire bzw. die Verhöhnung der Königsgestalten zusammen mit der Urform der Botanik, der Blume, die Metaphern liefert. Das Gefängnis mit seinem Moder wird letztendlich überwunden, das alte Deutschland begraben werden. Für die weltweite Wirkung dieses Gedichtes spricht, dass, so paradox es manchmal erscheinen mag, die chinesischen Schulkinder neben dem »Loreley«-Gedicht eben dies vom dreifachen Fluch der schlesischen Weber auswendig lernen.

Zu großen Verehrungsgesten ließ Heine sich, außer im Falle Napoleons, überhaupt selten hinreißen. Selbst Friedrich der Große, dessen Namen wir gleichsam automatisch mit Schlesien verbinden, wird in den zahlreichen, nach verschiedenen Kriterien in der Düsseldorfer Heine-Ausgabe aufgeführten Verweisen (vgl. DHA XVI, 442 f.) eher vorsichtig-skeptisch und distanziert betrachtet, wenn auch gelegentlich durchaus gewürdigt. Die Fortsetzung der Berliner Charakteristik aus

der »Reise von München nach Genua« spricht davon, dass »wahrlich mehrere Flaschen Poesie dazu nöthig« seien, »wenn man in Berlin etwas anderes sehen« wolle »als todte Häuser und Berliner. Hier ist es schwer, Geister zu sehen.« Die Stadt, heißt es weiter,

> […] enthält so wenig Alterthümlichkeit, und ist so neu; und doch ist dieses Neue schon so alt, so welk und abgestorben. Denn sie ist größtentheils […] nicht aus der Gesinnung der Masse, sondern Einzelner entstanden. Der große Fritz ist wohl unter diesen wenigen der vorzüglichste, was er vorfand, war nur feste Unterlage, erst von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre seit seinem Tode nichts mehr daran gebaut worden, so bliebe ein historisches Denkmal von dem Geiste jenes prosaisch wundersamen Helden, der die raffinirte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreyheit, das Seichte und das Tüchtige seiner Zeit, recht deutsch-tapfer in sich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erscheint uns als ein solches Denkmal, durch seine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlassenen Schriftwerke des Philosophen von Sanssouci. (DHA VII, 17)

Dort, in Potsdam, gäbe es genug Lächerliches und man unterdrücke »hie und da eine aufsteigende Lachlust, als fürchteten wir plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem spanischen Röhrchen des alten Fritz«. Solche Furcht befalle einen »nimmermehr in Berlin, da fühlen wir, daß der alte Fritz und sein spanisches Röhrchen keine Macht mehr üben« (DHA VII, 18).

Prosaisch wundersam (in der Kombination mit den zeitgenössischen Errungenschaften von Aufklärung trotz einiger Rückständigkeit) – das ist in der Tat eine passende Charakteristik für einen König, dessen Biographie zwischen Unglück, wohl auch Widersprüchen, aber dennoch, im Vergleich zum sonstigen 18. Jahrhundert, überragender Regierungsverantwortung, zwischen wissenschaftlich-künstlerischer Begabung und hagestolzartiger Sonderlichkeit verlief.[14] Heine besaß übrigens wie dieser König eine spezielle Eigenschaft, die der Herausgeber von Friedrichs Briefen an seinen Kammerdiener Fredersdorf im Jahre 1926 ausdrücklich hervorhebt. Allerdings trifft bei Heine diese schwer zu unterdrückende Begabung eher auf die Behandlung seiner Gegner zu, während er die ihm nahe stehenden Menschen schonender bedachte. Aber Friedrichs schlimmster »innerer Feind« in der Behandlung seiner Freunde sei »sein unseliger Hang zu verletzendem Spott« gewesen. »Auch das«, so meint der wohlwollende Kommentator, der dem jüngeren König zum wenige Jahre älteren Fredersdorf, der von 1708 bis 1758 lebte, ein geradezu väterliches Verhältnis attestiert,

> […] war sicher nicht böse gemeint, ja er war sich im Augenblick der Tat gar nicht bewußt, welches Unheil er anrichtete. Die angeborene Schärfe der Beobachtung, die – gefördert durch die Erlebnisse seiner Kinderstube – natürlich auch alle Schwächen der Menschen schnell herausfand, in Verbindung mit dem Unvermögen, seinen blendenden Augenblickseinfall sich zu verbeißen, war die Quelle dieser Begabung und Neigung zur kränkenden

> Satire, die die Betroffenen, gerade weil sie von Friedrich kam, gar oft wie einen Schlag aufs Herz empfanden.[15]

Die Briefe an Fredersdorf, den Friedrich um 28 Jahre überlebte, zeigen dagegen einen fürsorglich liebevollen und jahrelang mit dem kränklichen Vertrauten ungemein geduldigen Freund, insofern ist allein schon wegen des Klassenunterschieds das väterliche Moment (das man auch brüderlich oder einem Sohne gemäß, jedenfalls familiär nennen könnte) nicht ganz abwegig. Man vermöchte sogar den Gedanken zu hegen und zu vermuten, wenn Friedrich solche Umsicht und Anteilnahme zur gleichen Zeit seiner regierenden Königin hätte angedeihen lassen, wäre diese gar zur kinderreichen Konkurrentin seiner Erzfeindin, der »Kaiserin-Königin« Maria Theresia, wie Theodor Schieder die Habsburgerin in seiner Friedrich-Biographie[16] häufig nennt, erblüht. Wie die Dinge aber lagen, blieb es im Privatleben bei der einzig öffentlich gewordenen Verehrung vor allem seiner Hunde, einer Vorliebe, die von manchen, auch gelegentlich von Heine, nicht nur als reine Tierliebe aufgefasst wurde. Man denke z. B. an »Der Wechselbalg« (DHA II, 122 u. 741), »wo Heine auf Sodomie-Gerüchte über Friedrich II. anspielt« (DHA III, 987).

Doch auch die Vorliebe Friedrichs für Italien hätte Heine gefallen. Derselbe beschönigend betuliche Kommentator sagt in Bezug auf Friedrichs Beziehung zum Grafen Algarotti und den Brief des Königs an diesen vom Sommer 1753, wie sehr in ihm »der alte Drang der deutschen Seele nach dem Süden lebte, und wie er sich nach dem Anblick der Landschaft und der steinernen Zeugen der Antike sehnte«.[17] Solche Sehnsucht nach dem Süden hätte tatsächlich Heines Beifall gefunden. Man denke nur an seine »Memoiren des Herren von Schnabelewopski«. Umso mehr auch begriff dieser darum den Widerspruch zwischen preußischem Klima und italienisch natürlichem Wohlleben. Am 30. Mai 1829 schreibt er beispielsweise während seiner Potsdamer Zeit an seine Berliner Freundin Friederike Robert, die mit Rahel Varnhagens Bruder Ludwig verheiratet war:

> Ein ganz einsamer Robinson bin ich hier nicht mehr. Einige Offizire sind bey mir gelandet, Menschenfresser. Gestern Abend im Neuen Garten [der übrigens von Friedrich Wilhelm II., Neffe und Nachfolger Friedrichs des Großen, angelegt worden war, J. A. K.] gerieth ich sogar in eine Damengesellschaft, und saß zwischen einigen dicken Potsdammerinnen, wie Apoll unter den Kühen des Admet. (HSA XX, 358)

Heine kommt dann auf seinen Besuch des Parks von Schloss Sanssouci zu sprechen und verwendet dabei genau den Vergleich zwischen dem deutschen und italienischen Klima wie in seiner kurz darauf erschienenen »Reise von München nach Genua«, wo er der »Obstfrau« in Trient mit einem versteckten Hinweis auf Goethes Sehnsucht nach dem Land, wo die Zitronen blühen, erklären muss, »daß

bey uns keine Zitronen wachsen«, dass es »in unserem Lande […] sehr frostig und feucht« sei: »unser Sommer ist nur ein grünangestrichener Winter, sogar die Sonne muß bey uns eine Jacke von Flanell tragen, wenn sie sich nicht erkälten will; […] das einzige reife Obst, das wir haben, sind gebratene Aepfel.« (DHA VII, 43 f.)

Was Friedrichs des Großen Refugium angeht, berichtet Heine seiner schönen Freundin: »Vorgestern war ich in Sanssouzi, wo alles glüht und blüht, aber wie! du heiliger Gott! das ist alles nur ein gewärmter, grünangestrichener Winter, und auf den Terrassen stehen Fichtenstämmchen, die sich in Orangenbäume maskirt haben.« Er beschreibe jetzt, »krank und elend wie ich bin«, die »glänzendste Zeit meines Lebens, eine Zeit, wo ich, berauscht vor Uebermuth und Liebesglück, auf den Höhen der Appeninen umherjauchzte, und große wilde Thaten träumte, wodurch mein Ruhm sich über die ganze Erde verbreite«. Heine erinnert an den Tod seines Vaters, der ihn ja seine Italienreise von August bis Dezember 1828 abbrechen ließ, er sei »zahm« geworden seither, und folgert: »Ich bin so niedergeschlagen, so zusammengedrückt, so beengt« (HSA XX, 358 f.). Und gerade das eben ist seine preußische Erfahrung am Ende der deutschen Periode.

Von den antipreußischen oder besser antihohenzollernschen Gedichten, zu denen beispielsweise auch das späte tiermetaphorische »Die Wahl-Esel« gehört (DHA III, 340 ff.), sei nur die offenbar Ende 1846 entstandene »Schloßlegende« herangezogen, die eine Entstehungshistorie zur Begründung des Berliner Herrscherhauses von Gottes Gnaden aus den mythologisch antiken Tiefen oder besser gesagt ungeordneten Abgründen entwirft. Dieses Gedicht erhielt von Heine auch eine auf Turin bezogene verschlüsselte Fassung, erschien anfangs durchaus in den Ausgaben der 1870er Jahre seines Stammverlages Hoffmann und Campe, Hamburg, wurde schließlich aber fortgelassen. Die wissenschaftlichen Heine-Ausgaben von Ernst Elster schlossen die Strophen in den 1880er und 1890er Jahren ebenfalls aus. Der Herausgeber nahm das Gedicht erst in der Fragment gebliebenen zweiten Ausgabe von 1925 auf, weil es, wie Elster bemerkt, »damals durch Staatsanwalt verboten« war (DHA III, 983). Man wird angesichts dieser Strophen unbedingt daran denken müssen, wie sehr Heine die Beschreibung der künstlerischen Plastiken in einem anderen Poem als Deutung der Welt- und Kulturgeschichte begreift. Das zeigt sich nämlich im späten sommernächtlichen Traumgedicht an die Mouche (DHA III, 391 ff.). Dort »hadern« am Ende die lebendig gewordenen Bildhauerarbeiten des Frieses aus der antiken und biblischen Welt, das den Marmorsarkophag des toten Dichters schmückt, als eindrucksvolle Protagonisten von Wahrheit und Schönheit auf schier unlösbare Weise miteinander. Unser Leben empfängt seine Bedeutung eindeutig aus den Konflikten von Überlieferungen und Weltanschauungen genauso wie aus Ängsten und Träumen.

Die als Vorlage des Gedichts »Schloßlegende« von Heine erfundene Steinmetzarbeit am Berliner Schloss stützt sich dagegen auf die Zentaurensage mit ihrer vorzeitlichen Mixtur von Mensch und Pferd. Ironisch gesehen hat erst der letzte zeitgenössische Hohenzoller Friedrich Wilhelm IV., der sogenannte Romantiker auf dem Thron, den wir mit der Vollendung des Kölner Doms verbinden, durch sein, allerdings bigottes Christentum, die Tierwelt verlassen und wurde als ganzer Mensch geboren:

Schloßlegende

Zu Berlin, im alten Schlosse,
Sehen wir, aus Stein gemetzt,
Wie ein Weib mit einem Rosse
Sodomitisch sich ergötzt.

Und es heißt: daß jene Dame
Die erlauchte Mutter ward
Uns'res Fürstenstamms; der Saame
Schlug fürwahr nicht aus der Art.

Ja, fürwahr, sie hatten wenig
Von der menschlichen Natur!
Und an jedem Preußenkönig
Merkte man die Pferdespur.

Das Brutale in der Rede,
Das Gelächter ein Gewiehr,
Stallgedanken, und das öde
Fressen – jeder Zoll ein Thier!

Du allein, du des Geschlechtes
Jüngster Sprößling, fühlst und denkst
Wie ein Mensch, du hast ein ächtes
Christenherz, und bist kein Hengst. (DHA III, 239)

Auf einen Hieb in Richtung der bekannten Trunksucht Friedrich Wilhelms IV. verzichtet Heine hier. Besonders angesehen und beliebt war dieser Text, wie das Weberlied, vor allem in der zeitgenössischen und anschließenden sozialistischen Bewegung, die damit das Gottesgnadentum der Monarchie ad absurdum geführt sah. Schocktherapien besitzen ihren jeweils eigenen Sinn im öffentlichen Bewusstsein. Heine jedenfalls verfuhr nicht ständig nach dem krassen Hauruck-Verfahren. Für ihn blieb das Leben trotz seines mutigen Widerstandes und häufigen Rühmens denn doch, wie es in von ihm eliminierten »Wintermährchen«-Strophen angesichts der von der Zeit verschlungenen Hamburger Freudenmädchen heißt, durch und durch ein »Ungethüm«, eine antik-mythische »unersättliche« Hydra mit stets nachwachsenden, Köpfen (DHA IV, 295 f.).

Als Resümee der Preußenfeindschaft Heines sei wiederum in einem chronologischen Sprung, diesmal mehr als zehn Jahre zurück, jene Verdammung aus der Vorrede zu den »Französischen Zuständen« von 1833, wenige Jahre nach dem ja nicht ganz freiwilligen Wechsel nach Paris als Korrespondent, herangezogen, die gerne zitiert wird, um Heines Leiden an und Kampf gegen Preußen zu belegen. Diese Vorrede mag man gar zu den hellsichtig pazifistischen und ein Gleichgewicht der Kräfte beschwörenden Stellungnahmen rechnen. Wenn wir es dahin brächten, schreibt Heine weit vor Kurt Tucholsky,

> […] daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündniß, die heilige Allianz der Nazionen, kommt zu Stande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse, und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freyheit. Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es ist mein Amt. (DHA XII, 65)

Solche biblisch grundierte Utopie mündet schließlich in einer Beschreibung der problematischen Rolle Preußens:

> Es ist wahr, noch vor kurzem haben viele Freunde des Vaterlandes die Vergrößerung Preußens gewünscht, und in seinen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutschlands zu sehen gehofft, und man hat die Vaterlandsliebe zu ködern gewußt, und es gab einen preußischen Liberalismus und die Freunde der Freyheit blickten schon vertrauensvoll nach den Linden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu solchem Vertrauen verstehen wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Besorgniß diesen preußischen Adler, und während Andere rühmten wie kühn er in die Sonne schaute, war ich desto aufmerksamer auf seine Krallen. Ich traute nicht diesem Preußen, diesem langen frömmelnden Kamaschenheld mit dem weiten Magen, und mit dem großen Maule, und mit dem Corporalstock, den er erst in Weihwasser taucht, ehe er damit zuschlägt. Mir mißfiel dieses philosophisch christliche Soldatenthum, dieses Gemengsel von Weißbier, Lüge und Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieses Preußen, dieses steife, heuchlerische, scheinheilige Preußen, dieser Tartüff unter den Staaten. (DHA XII, 68)

Heines Anspielung auf das bekannte Lustspiel seines französischen Lieblingsdramatikers Molière mit einem scheinheiligen Schurken als Titelheld spricht für sich. Die anschließenden Sätze vertiefen diese kritische Perspektive und öffnen den Blick auf Parallelen einer historisch gesehen auch späteren Epoche der jüngsten europäischen Geschichte. Heine schreibt:

> Endlich, als Warschau fiel, fiel auch der weiche fromme Mantel, worin sich Preußen so schön zu drapiren gewußt, und selbst der Blödsichtigste erblickte die eiserne Rüstung des Despotismus, die darunter verborgen war. Diese heilsame Enttäuschung verdankt Deutschland dem Unglück der Polen.

> Die Polen! Das Blut zittert mir in den Adern, wenn ich das Wort niederschreibe, wenn ich daran denke, wie Preußen gegen diese edelsten Kinder des Unglücks gehandelt hat, wie feige, wie gemein, wie meuchlerisch. (DHA XII, 68 f.)

Hier gerät Heines Beschreibung Preußens in der Tat gleichzeitig zu einer Prophetie deutscher Perversion im 20. Jahrhundert mit ihren Vorboten nochmals verstärkter nationalistischer Provenienz bereits am Ende des 19. Jahrhunderts, wobei es nur um vergleichbare Verhältnisse und nicht etwa um stringente Ursächlichkeiten geht. An solchen Folgen jedenfalls hat die Welt noch lange zu tragen, und wir müssen uns zweifellos ständig ihrer Gründe bewusst bleiben. Heine seinerseits hatte längst europäische und kosmopolitische Perspektiven friedlicher Koexistenz als Möglichkeit für eine heile Welt im Auge und als notwendige Utopie öfter in geradezu paradiesischen Entwürfen geprobt.[18] Ohne solche Erkenntnisse und daraus erwachsene Forderungen wären noch so mühsame Fortschritte gar nicht möglich. Es bleibt jeweils zu hoffen, dass sie durch befürchtete mögliche Rückschritte nicht gänzlich zunichte gemacht werden.

5. Scheitern und Distanz: Emanzipationsdefizite bis zum Ende des Kaiserreichs

Wenigstens einen großangelegten und kenntnisreichen, jedoch die Urteile seiner Zeit unheilvoll prägenden preußischen Text aus der Geschichte der Heine-Wirkung wollen wir in aller gebotenen Kürze heranziehen, auch wenn er, der Tatsache nach, sattsam bekannt ist. Aber das Bekannte bedarf der beständigen Reflexion, da es nicht umsonst so häufig benutzt und betrachtet wird. Es hat ohne Zweifel und in der Regel das allgemeine Bewusstsein ausdrücklich bestimmt. Darum sei hier aus der in aller Differenzierung vernichtenden, mit einer nicht zu leugnenden Eleganz versehenen Heine-Polemik des preußischen Staatshistorikers Heinrich von Treitschke zitiert.

Heinrich von Treitschke, geboren am 15. September 1834 in Dresden als Sohn eines hohen sächsischen Militärs, studierte in Bonn und Leipzig, wurde bereits 1863 Professor in Freiburg im Breisgau, 1866 in Kiel, 1867 in Heidelberg und trat 1874 die Nachfolge Rankes in Berlin an. Von 1871 bis 1884 war der ursprünglich nationalliberale, dann konservative Historiker Mitglied des Reichstages. Er starb am 28. April 1896 in Berlin. Die Charakteristik aus dem Werk »Heine und die Nachwelt«, dem wir die Heine-Polemik entnehmen, die ihrerseits aus seiner »Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert« stammt (die in fünf Teilen in Leipzig von 1879–1894 erschien; die Auszüge stammen aus Teil 3–5, 1885, 1889 und 1894), lautet mehr als deutlich: »Sein ausgeprägter, pathetischer Deutschnationalismus

und Antisemitismus (»Ein Wort über unser Judentum«, 1880) wirkte maßgeblich bis ins ›Dritte Reich‹ nach.«[19]

> Seine verlassenen Landsleute bethörte Heine durch jenen Zauber des Fremdartigen, dem die weitherzige deutsche Natur so selten widersteht. So lange die Deutschen dichteten, hatte sich ihnen die schöne Form immer erst aus dem reichen Inhalt ergeben, und wie viele unserer großen Dichter waren nie dazu gelangt, für ihre hohen Gedanken die rechte künstlerische Form zu finden. In Heine erschien uns zum ersten male ein Virtuos der Form, der nach dem Inhalt seiner Worte gar nicht fragte. Er rühmte sich seiner ›göttlichen Prosa‹, einer Prosa, welche freilich, weil sie beständig nach dem Effekt haschte, mit den Jahren immer manierirter wurde, aber die sorgsame Feilung nie vermissen ließ. Durch diesen gesucht nachlässigen, schillernden, flunkernden Stil suchte er seinen Lesern Alles, gleichviel was, mundgerecht zu machen. Er besaß was die Juden mit den Franzosen gemein haben, die Anmuth des Lasters, die auch das Niederträchtige und Ekelhafte auf einen Augenblick verlockend erscheinen läßt, die geschickte Mache, die aus niedlichen *Riens* noch einen wohlklingenden Satz zu bilden vermag, und vor Allem jenen von Goethe so oft verurtheilten unfruchtbaren Esprit, der mit den Dingen spielt ohne sie zu beherrschen. Das Alles war undeutsch von Grund aus.[20]

Über das »Wintermährchen« heißt es: »Grade dies Gedicht, eines der geistreichsten und eigenthümlichsten aus Heine's Feder, mußte den Deutschen zeigen was sie von diesem Juden trennte. Die arischen Völker haben ihren Thersites, ihren Loki, einen Ham, der seines Vaters Scham entblößt, kennen nur die Sagen der Orientalen.« Für Treitschke war Heine ein Verfertiger von »Schmutzereien«, besonders wenn die Texte »Preußen und sein Herrscherhaus« betrafen und nach seiner Meinung »jeder Hauch künstlerischer Anmuth, feinen Scherzes« fehlte, sondern nur das »blödsinnige Wuthgeheul jüdischen Hasses« zu vernehmen sei. Für ihn blieb auch der kranke Heine, trotz einiger Anerkennung, »ein Dichter, der Schönheit ebenso mächtig wie der Niedertracht«.[21] Die Schlussstrophe der »Schloßlegende« wusste er in diesem Zusammenhang übrigens durchaus effektvoll zu zitieren. Dieses Gedicht mit seinem satirischen Gründungsmythos des regierenden preußischen Hauses war dem gelehrten Historiker selbstverständlich nicht entgangen.

Das Schlusswort soll allerdings ein anderer Kenner der deutschen Geschichte, nämlich Thomas Nipperdey, behalten. Er wurde am 27. Oktober 1927 in Köln geboren und starb am 14. Juni 1992 in München. Nipperdey galt als konservativer Sozialdemokrat und verehrte vor allem das Werk von Thomas Mann. Er beschwört in seiner »Deutschen Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat« aus dem Jahre 1983 voller Sympathie »die beiden großen Dichter der ›Opposition‹« und postuliert damit schlicht den unverzichtbaren Quellenwert literarischer Werke. Nipperdey bezieht sich nämlich auf Georg Büchner, »der das Recht der Revolution und ihre schier ausweglose Tragik zugleich unvergeßlich zur Sprache«

bringe – »Und Heinrich Heine, getaufter Jude, an seiner erzwungenen Außenseiterrolle leidend, mit dem romantischen Gefühls-, Schmerz- und Liedton, der seine Resonanz und Popularität begründet, aber mit der sich präsentierenden und reflektierenden Subjektivität rational, skeptisch, ironisch, gebrochen«, Heine habe »in der neuen Form des Feuilletons eine ganz neue Prosa entwickelt und mit ihr […] mit Vehemenz gegen die deutschen ›Zustände‹, die Unfreiheit der politischen, die Ungleichheit der gesellschaftlichen Ordnung« gekämpft. »Jenseits seiner Meinungen« sei Heine »als Dichter vor allem modern, weil er zuerst die moderne Erfahrung von der Fraglichkeit, der Gebrochenheit, dem Umbruch von Gefühl und Stimmung, seiner Aufhebung in der Reflexion zur Sprache bringt, ja noch die Gebrochenheit der Aussage.«[22]

Die Auseinandersetzung mit und das Leiden an Preußen haben einen Großteil dazu beigetragen, dass Heines Schreibart war, wie sie uns immer noch anspricht, und dass aus dem durch große Bitterkeiten gespeisten historischen Abstand ein solches Loblied Heines im historischen Kontext schließlich doch möglich geworden ist: so vielsagend und ansprechend formuliert, und zwar während, ja, teilweise vor mancher öffentlichen Akzeptanz durch Denkmäler, Memorialzeichen und Benennungen, denen Heines Genius auf ehemaligem preußischen Boden an vielen Orten, dabei mehrmals in Berlin, endlich, wenngleich vielfach verspätet, teilhaftig geworden ist.

Anmerkungen

1 Golo Mann: Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1958, hier Ausgabe von 1974, S. 114. – Es sei auch auf die Preußen-Arbeiten von Hans-Joachim Schoeps (30.1.1909–8.7.1980) verwiesen, den ebenfalls emigrierten Altersgenossen und auch in manchen anderen Lebenslagen als Schicksalsgefährten zu betrachtenden Erlanger Gelehrten: Preussen. Geschichte eines Staates. Bilder und Zeugnisse. Frankfurt a. M., Berlin 1981 und: Das andere Preußen. Konservative Gestalten und Probleme im Zeitalter Friedrich Wilhelm IV. 5. neu bearb. Aufl. Berlin 1981. Vgl. auch Ders.: Ein unbekannter Agentenbericht über Heinrich Heine. – In: HJb 6 (1967), S. 67–80, wiederabgedr. in Werner/Houben II, 278 ff.

2 Mann: Deutsche Geschichte [Anm. 1], S. 166 f.

3 Vgl. Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1983, hier die Ausgabe von 1994, S. 393 f.

4 Vgl. Joseph A. Kruse: Romantische Weltuntergänge – auch bei Heine und Büchner. – In: Romantik im Vormärz. Hrsg. von Burghard Dedner und Ulla Hoffstätter. Marburg 1992, S. 13–28, hier S. 21 f.

5 Vgl. z. B. das im Internet zugängliche »Heinrich-Heine-Portal« (2004–2009), aber auch bereits das differenzierte und anregende Register von Klaus Briegleb, B VI/2, 814.

6 Vgl. z. B. Höhn ^{3}2004, das Sachregister mit neun Bezügen. – Der Verf. selbst hat einerseits Heines »Briefe aus Berlin« revidiert hrsg. und mit einem Nachwort versehen (Frankfurt a. M. und

Leipzig 1991) und andererseits »Heinrich Heine in Potsdam 1829« beschrieben (Kleist-Museum Frankfurt/Oder 2004, Frankfurter Buntbücher 38). Vgl. z. B. auch Klaus Briegleb: Heine und Preußen. Notierungen zur ›Vorrede‹ vom 18. Oktober 1832. – In: Ders.: Opfer Heine? Versuche über Schriftzüge der Revolution. Frankfurt a. M. 1986, S. 45–70 und Susanne Ledanff: »Berlin ist gar keine Stadt«. Der Ursprung eines Topos. Heines »Briefe aus Berlin«. – In: HJb 38 (1999), S. 1–28.

7 Vgl. Schoeps: Preußen [Anm. 1], S. 668.

8 Vgl. Jan-Christoph Hauschild/Michael Werner: »Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst«. Heinrich Heine. Eine Biographie. Köln 1997, S. 77 ff., Mende, 10 u. 30.

9 Vgl. Edith Lutz: Der »Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden« und sein Mitglied H. Heine. Stuttgart, Weimar 1997, insbes. S. 133–168. Aus Erinnerungsgründen sei das gerade stattgefundene 50jährige Gedenken an die Wiederbegründung der Jüdischen Volkshochschule Berlin am 12. März 2012 erwähnt, die die Tradition der 1919 ins Leben gerufenen »Freien Jüdischen Volkshochschule« fortführt und somit auch im weitesten Sinn die im Kulturverein angelegten Wurzeln aufgreift. Vgl. Britta Klar: »Es gibt eine jüdische Kultur, jetzt und hier«. Heute wird die Jüdische Volkshochschule Berlin 50 Jahre alt. Das feiert sie mit einem Festakt. – In: Berliner Morgenpost, Montag, 12. März 2012, Berlin, S. 13.

10 Vgl. Inge Rippmann (Hrsg.): Ludwig Börne. Das große Lesebuch. Frankfurt a. M. 2012 (Abschnitt: »wie gebannt in diesem magischen Judenkreise«. Börne, Anwalt und Kritiker der Juden, S. 57–79).

11 Jürgen Engler: Berlin literarisch. Berlin 2012, S. 105 u. 166–170.

12 Vgl. etwa Bärbel Holtz: Eine mit »Intelligenz ausgerüstete lebendig wirksame Behörde«. Preußens zentrale Zensurbehörden im Vormärz. – In: Zensur im 19. Jahrhundert. Das literarische Leben aus Sicht seiner Überwacher. Hrsg. von Bernd Kortländer und Enno Stahl. Bielefeld 2012, S. 153–176.

13 Vgl. Höhn ^{3}2004, S. 159 f. (Abschnitt: Kleines Bestiarium des Nachmärz).

14 Vgl. schon die sehr sachliche und umfassende Biographie von Theodor Schieder: Friedrich der Große. Ein Königtum der Widersprüche. Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1983, wo die Charakteristik des Untertitels freilich zu sehr überhand nimmt.

15 Die Briefe Friedrich des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorf. Hrsg. und erschlossen von Johannes Richter. Berlin 1926, S. 190.

16 Schieder: Friedrich der Große [Anm. 14], Register mit zahlreichen Verweisen, darunter vielmals diese Titulatur.

17 Richter (Hrsg.): Briefe Friedrich des Großen [Anm. 15], S. 293 f.

18 Vgl. Joseph A. Kruse: »…alle edeln Herzen des europäischen Vaterlandes«. Heine und Europa. – In: Ders.: Heine-Zeit. Stuttgart, Weimar 1997, S. 186–205.

19 Goltschnigg/Steinecke I, 579.

20 Ebd., S. 251 f.

21 Ebd., S. 255.

22 Nipperdey: Deutsche Geschichte [Anm. 3], S. 578.

Nur Ideenschmuggel? Heine und die Zensur in den 1820er Jahren

Von Katy Heady, Southampton

Im Jahre 1819 führte das Karlsbader Pressegesetz ein Zensursystem im deutschen Bund ein, das zu den umfassendsten im damaligen Europa gehörte. Das Gesetz führte die Vorzensur für Schriften unter 20 Bogen (circa 320 Seiten) ein und verpflichtete alle Staaten des deutschen Bundes dazu, gegen die Veröffentlichung von »anstößigen« Schriften vorzugehen. Außerdem behielt sich der Bund das Recht vor, selbst Maßnahmen gegen anstößige Literatur zu ergreifen, darunter notfalls die Anwendung militärischer Gewalt.[1]

Heinrich Heine war eines der bekanntesten Opfer des deutschen Zensursystems zwischen 1819 und 1848. Immer wieder brachten ihn seine Versuche, Opposition zur herrschenden politischen, religiösen und sexuellen Ideologie auszudrücken, in Konflikt mit der deutschen Zensur. Die Zensurmaßnahmen, unter denen Heine litt, reichen von der Vorzensur einzelner Zeitschriftenartikel bis hin zum Gesamtverbot seiner Schriften während der Bundeskampagne gegen die Schriftsteller des sogenannten »Jungen Deutschland« im Jahre 1835.[2]

Es ist bekannt, dass die Zensurbedrohung einen tief greifenden Einfluss auf den Schreibstil Heines ausübte. Das Motiv der esoterischen Kommunikation taucht immer wieder in seinen literarischen Werken auf, und seine Schriften enthalten zahlreiche Hinweise auf die Relevanz eines »Ideenschmuggels« für seine eigene Schreibpraxis.[3] Dementsprechend hat sich die Forschung sowohl mit den Strategien, die Heine verwendete, um seine subversiven Inhalte vor der Zensur zu verbergen, als auch mit der Suche nach verborgenen kritischen Botschaften in seinen Schriften gründlich beschäftigt.[4]

Diese Arbeiten leisten einen wichtigen Beitrag zum Verständnis und zur Interpretation von Heines Werken, dabei hat aber die Forschung anderen Aspekten von Heines Beziehung zu der Staatszensur weniger Aufmerksamkeit geschenkt. In dieser Untersuchung werde ich am Beispiel der »Reise von München nach Genua« zeigen, dass Heine trotz der Zensur viele subversiven Ideen in seinen Schriften der 1820er Jahre relativ zugänglich zum Ausdruck bringen konnte. Dabei werde ich mich auch mit den Strategien beschäftigen, die Heine verwendete, um seine deutlich subversiven Aussagen vor Zensureingriffen zu schützen.